

Kapitel II: Konzepte und Leitbilder einer nachhaltigen Kulturpolitik und kulturellen Praxis

Kann Kulturpolitik nachhaltig sein?

Tobias J. Knoblich

Seit das Narrativ der Kulturpflege einem gesellschaftspolitischen Impetus und damit einer Erzählung des Gestaltens gewichen ist, etabliert sich in der Kulturpolitik ein analytischer und eher systemisch ausgerichteter Habitus: Kulturpolitik nicht mehr als Fels in der Brandung, ein Patrimonium, ewige Grundsätze und Kanons verteidigend, sondern als Agens von Veränderung und Dynamik. Kulturpolitik soll und kann Entwicklungen erkennen, ja bestenfalls antizipieren, eine Balance zwischen Überkommenem und neuen Ausdrucksformen finden und sich gleichsam mit der *Progression von Gesellschaft* im Einklang befinden. Der kulturpolitische Konsens jedenfalls trägt dies. Kulturpolitik hat diesen Wandel ihres Selbstverständnisses in den letzten Jahrzehnten durchaus intensiv vollzogen, sich diskursiv emanzipiert und nicht zuletzt eine eigene Forschungslandschaft hervorgebracht. Reflexionstheorie und empirische Forschung stabilisieren so den Wandel vom paternalistischen Behüten zu einer Programmatik der Wirksamkeit.

Die entscheidende Frage ist, wie nachhaltig die gesellschaftliche Progression und mit ihr die einer reflektierten Kulturpolitik ausfällt. Entscheidend scheint zudem, wie durchsetzungsstark das heteronome Feld der Kulturpolitik tatsächlich aufgestellt und ob es handlungsleitend ist, um die eigenen Bestände entwickeln, ja vielleicht sogar darüber hinaus Impulse in die Gesamtgesellschaft senden zu können. Ferner wäre nach der zu erwartenden Diskrepanz zwischen Zuschreibung und realer Mentalität zu fahnden, denn Narrative verändern nur allmählich die Praxis. Wie also gestalten wir tatsächlich? Und wie zukunftsicher ist speziell die kulturpolitische Praxis? Schließlich: Was kann Nachhaltigkeit in der Kulturpolitik überhaupt heißen, haben wir schon eine entsprechende Narration?

Neue Zukunftsbilder als Voraussetzung von Nachhaltigkeit

Entwicklung benötigt Perspektiven. Fragen wir nach zeitgemäßen Entwicklungschancen, so suchen wir zunächst nach Bildern von Zukunft, nach der Gestalt einer künftigen Gesellschaft – heute im Wissen, dass wir deren Rahmenbedingungen bereits massiv negativ beeinflussen, geradezu einengen; ein guter Nährboden eher für Dystopien. Das

mit der Moderne verbundene Fortschrittsdenken, das die Welt ausbeutet und unsere menschliche Entfaltung ins Zentrum der Entwicklung stellt, kann auch mit Progression nicht mehr gemeint sein. An die Stelle der großen Utopien, die die Menschheit wohl schon immer beschäftigen und ideale Formen von Gemeinschaft verhandeln, ist zunehmend die Realutopie vom Überleben der Menschheit getreten. Gleichwohl hat sich unser »kognitives Weltbild«, wie Hartmut Rosa dies nennt, nicht geändert, im Gegenteil: Es radikalisierte sich aus seiner Sicht durch Digitalisierung, ökonomische Steigerungs- und Optimierungszwänge und entfesselte Wettbewerbe sogar immer weiter. Die Welt sei für den Menschen zum »Aggressionspunkt« geworden: »Alles, was erscheint, muss gewusst, beherrscht, erobert, nutzbar gemacht werden.« (Rosa 2019: 12) Alles zielt auf »Reichweitenvergrößerung«; wir sind also in einem Modus der Steigerung, der Angst vor Stagnation oder gar Verlust befangen.

Das neue und überfällige Zielbild der Nachhaltigkeit beschreibt indes vor allem den schonenden, sparsamen Umgang mit Ressourcen sowie Handlungsweisen, die die Grundlagen unseres Lebens schützen, ihren Eigenwert respektieren und damit einen fundamentalen Wandel des Kulturverständnisses nahelegen. In diesen Modus haben wir uns praktisch allerdings noch nicht eingeübt, wir *lavieren* inmitten eines Umbruchs, der zudem durch weitere Verwerfungen und herausfordernde Transformationsprozesse gekennzeichnet ist. Die Erkenntnis, etwas radikal ändern zu müssen, setzt sich nicht von allein in adäquates Handeln um. Die westlichen Gesellschaften sind so fundamental auf Wachstum, Verfügbarkeit und unendliche Ausdehnung ihres Weltverhältnisses getrimmt, dass nicht nur ihre Ökonomien, sondern auch die individuellen Konditionierungen Zukunft derart präfigurieren, dass Wandel oft als Angriff und Zumutung empfunden, wirksame Einübung adaptiven Verhaltens erschwert wird.

Harald Welzer spricht sehr brutal – aber wohl zutreffend – davon, dass unser Kulturmodell am Ende sei. Was uns herausfordert, lässt sich mit den vorhandenen Strategien nicht mehr bewältigen. Das Verlassen von Pfaden und das Aufgeben bestimmter Verhaltensweisen wird zu einer Notwendigkeit eines neuen Verhältnisses zur Welt. Noch sind wir gewohnt, bestimmte Erscheinungen lediglich als *Krisen* zu bezeichnen: Klimakrise, Flüchtlingskrise, Coronakrise. Dieses Bild evoziert die Erwartung, etwas im bisherigen Modus überwinden oder im System absorbieren zu können. Es ist auch für die Diskrepanz zwischen Rhetorik und Verhalten verantwortlich, das Auseinanderfallen von Programmatik und politischer Realität. Welzer kritisiert folglich, dies sei kein angemessener Umgang, denn diese vermeintlichen Krisen »erfordern nicht nur dringend Maßnahmen zur Abmilderung künftig noch schlimmerer Folgen, sondern auch eine Perspektive gelingender Anpassung.« (Welzer 2021: 94) Gesellschaftliche Progression benötigt also Bilder und Begriffe, die Entwicklung nicht in der Dimension von Erweiterung, Steigerung, Vergrößerung fassen, sondern als Adaption, Reduktion, Transformation. Dazu gehört nach Welzer auch die Bereitschaft, Dinge und Verhaltensweisen aufzugeben: »Wir bräuchten [...] ein Kulturmodell, in dem die Schönheit des Aufhörens den Stellenwert bekommt, der für die Fortsetzung des zivilisatorischen Projekts notwendig ist.« (ebd.: 144) Damit wird klar, dass man nicht nur mit Erkenntnissen und Fakten wirken kann, sondern eine attraktive Erzählung über eben jenen Wandel hin zu einer dem Menschen und dem Planeten Erde längerfristig zuträglichen Lebensweise etablieren muss.

Sehr treffend hat Philipp Blom die Bedeutung gesellschaftlicher Erzählungen umrissen und aufgezeigt, dass nach einer Reihe narzisstischer Kränkungen das Projekt Menschheit aufhören muss, an der Idee seiner unbedingten Zentrumsfunktion festzuhalten, dass »eine neue Art von Homo sapiens [...] fragmentarisch sichtbar wird. Von diesem faszinierenden, aber gefährlichen Wesen hat sich das rationale, autonome Selbst still verabschiedet, ist von uns gegangen, ein Abschied von historischen Ausmaßen.« (Blom 2020: 99f.) Um den Krieg gegen die Zukunft zu beenden, sei eine neue Geschichte notwendig, ja sei die Menschheit neu zu erzählen. Diese geradezu epochale Zäsur will und muss kulturell und damit auch kulturpolitisch bewältigt sowie zunächst programmatisch gefasst werden. In ihrem Zentrum steht eine neue Form von Kollaboration und Solidarität: mit unserer Umwelt, aber auch intergenerationell.

Zukunft als Thema der Kulturpolitik

Zukunft als Thema war schon Bestandteil der Entstehung einer Neuen Kulturpolitik, virulent als links-konstruktive Zielvorstellung einer Welt, die Entfremdung überwindet und bessere Bedingungen für den Menschen als soziales Wesen schafft, ihn stärker in kreative Prozesse einbindet, emanzipiert und als aktiven Schöpfer von (Alltags-)Kultur begreift. Hier wirkten übrigens die späte Aufarbeitung der Nazidiktatur und der reale Sozialismus der DDR als Einflussgrößen mit, und hier gab es auch Parallelen zu kulturpolitischen Erwartungen im Osten, wenn auch unter anderen Vorzeichen. Während in der DDR auf staatlicher Ebene an der Utopie der klassenlosen Gesellschaft gearbeitet und Kulturpolitik über ein System entsprechender Institutionen der Breitenkultur umgesetzt wurde, orientierte sich der Aufbruch in der alten Bundesrepublik an sozialdemokratisch-linken Positionen und führte zu einem Aufblühen der Zivilgesellschaft, begleitet freilich von kommunalpolitischen Impulsen jener, die diesen Aufbruch mittrugen. Die ideologische Großwetterlage war also eine andere als heute, der Systemkonflikt und der demokratische Entwicklungsschub in der alten Bundesrepublik um 1968 standen in einer Verbindung. Demokratische Entfaltung hieß in der alten Bundesrepublik auch Entfaltung des Menschen gegen die Widerstände eines kapitalistischen Drucks und alter Eliten. Ein weiter Kulturbegriff und ein neues, sehr weitläufiges Netz an kulturellen Infrastrukturen und Förderpolitiken sind die wohl wichtigsten Ergebnisse. War der Kulturbereich in der DDR schon immer ein Politikum, repolitisierte sich das Verständnis von Kultur in der BRD mit der Entstehung und Entfaltung jener Zivilgesellschaft, ausgehend von außerparlamentarischer Opposition und neuen sozialen Bewegungen. Im Kulturbereich erblickten die Kulturpolitiker*innen beider Systeme die Morgenröte einer künftigen Gesellschaft. Ging es dabei immer um den auf jeweilige Weise *befreiten* oder *neuen* Menschen, wirkte als Handlungsrationale und nicht immer erkennbar wohl stets das industrielle Fortschrittsverständnis, die Vorstellung der ingenieurmäßigen Machbarkeit einer sozialen Welt. Wirkliche Nachhaltigkeit schimmerte in der alten Bundesrepublik lediglich im Zenit der Umweltbewegungen auf; in der DDR verwies man gern auf den Zeitpunkt der vollendeten Weltrevolution, nach der man sich solchen Fragen zuwenden wolle. Monika Marons »Flugasche« blieb daher im wahrsten Sinne des Wortes Sand im Getriebe des Fortschritts.

Im Westen emanzipierte sich der Kulturbereich gleichsam mit der Potenz des Wohlfahrtsstaates und auch dessen befriedender Kraft: wachsend und Bisheriges ergänzend. Heute sprechen wir gern von additiver Kulturpolitik; sie war der Mündungspunkt dessen, was revolutionär begann. Dennoch war dies wichtig und ein entscheidender Richtungsimpuls. Kaum ein Denker brachte den Geist und Sinn dieses Aufbruchs besser zum Ausdruck als Ernst Bloch, der in die neu gegründete DDR gegangen und bis zum Bau der Mauer dort geblieben war. Befreundet mit Rudi Dutschke, war er für viele eine intellektuelle Instanz im Denken jener Zeit. Er hatte auch ein Sensorium für Zeitenwenden; diese seien »Jugendzeiten in der Geschichte, das heißt, sie stehen objektiv so vor den Toren einer neu heraufkommenden Gesellschaft, wie die Jugend sich subjektiv vor der Schwelle eines bisher unaufgeschlagenen Lebensstags stehen fühlt.« (Bloch 1985: 133f.) Das Herauflodern einer Inspiration und spezifischen Produktivität in diesen Phasen der Wende beschreibt er in einer Reihe historischer Vignetten, die noch heute überzeugen und insbesondere die *Kulturrevolution* um 1968 prägten. Bloch schrieb den folgenden abschließenden, wohl unzählige Male zitierten Passus in seinem »Prinzip Hoffnung«: »Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.« (ebd.: 1628) Diese gleichsam innerweltliche Transzendierung der herrschenden Imperfektion zum Mut, »Pionier an den Grenzen einer vorrückenden Welt« (ebd.: 142) zu sein – nicht aber mit ihrem vermeintlichen Fortschritt mitzuschwimmen –, scheint mir ein bleibendes Bild für kritische Veränderungsbereitschaft zu sein.

Der »umbildende und überholende Mensch« wird erst dann eins mit sich selbst, wenn er sich »an der Wurzel faßt«. Dazu gehört sicher nicht nur die soziale Entfaltung in realer Demokratie, sondern auch der Umgriff auf ihre natürlichen Bedingungen. »Sich erfassen«, wie Bloch schreibt, dürfte ohne das Andere – die Um-Welt – kaum gelingen. Das sehen wir heute klarer, wenngleich es damals eine Ökologie- und Anti-AKW-Bewegung gegeben hat. Was seinerzeit jedoch lediglich Korrekturen – auch hin zu persönlichen Freiheiten und pluralistischen Lebensstilen – waren, muss heute in ein Bild gesamtgesellschaftlicher *Transformation* übersetzt werden. Insofern handelt es sich gewiss um eine erneute *Zeitenwende*, ich behaupte, eine ungleich radikalere als zu Blochs Zeiten.

Hoffnung auf das Eigentliche muss keine religiöse Haltung sein, sie ist im Gegenteil zuvörderst Haltung zur Welt, die wir revidieren müssen, uns neu erfindend, ob wir im Sinne Blochs erst in der »Vorgeschichte« leben oder in der Postmoderne, die die Erzählungen von Fortschritt oder Ganzheit dekonstruiert. Menschsein bedeutet, Perspektiven zu verlagern, da wir gänzlich von Perspektiven abhängen, um unsere Möglichkeiten und Grenzen zu erkennen, unser Wirken abschätzen zu können. Der veränderte Blick aber wird oft mit der Kunst in Verbindung gebracht, auch bei Bloch: Schon im Vorwort seines Opus magnum verweist er auf die Kunst, die mit Vollkommenheitssymbolen gefüllt sei. Bei den Zukunftsforschern, die im Kontext der Neuen Kulturpolitik auftreten, wird sie zum Organon des geistigen Tastens, zu einem inneren Fortschrittsbegriff: Worin bestünde der Fortschritt für den materiell Befriedigten, die »Leistungsgesellschaft«? (vgl. Jungk 1974: 94ff.) Wie nimmt man eine kritische Haltung zu jenem ein, das vor-

schnell als Wohlstandsgesellschaft eingefroren und als Maß aller Dinge gesehen wird? Von der Kunst werden hier entscheidende Impulse erhofft, inhaltlich wie als Medium der Verständigung.

Hier klingt freilich zweierlei an: die Kraft der Kunstautonomie, mit der ohne Rücksicht auf Opportunitäten Kunst Erkundungen unternehmen kann, gerade in Hinblick auf gesellschaftliche Zukunftsideen; und die Kraft der Aufladung der Kunst selbst, gesellschaftlich relevant und öffnend zu sein. »Noch nie in der Moderne gab es mehr Kunst, war die Kunst sichtbarer, präsenter und prägender als heute. Noch nie war die Kunst zugleich so sehr ein Teil des gesellschaftlichen Prozesses wie heute; bloß eine der vielen Kommunikationsformen, die die Gesellschaft ausmachen«, schreibt Christoph Menke (2013: 11). Trotz dieser konstitutiven Ambivalenz wird sie zum Medium von Utopie wie Währung gleichermaßen: »Die einen besitzen die Kunst, für die anderen ist sie existenziell.« (Ullrich 2016: 39) Entscheidend aber ist unser Referenzrahmen, der den Umgang mit Ideen und Waren virulent hält und machtpolitisch gut steuert: der Zustand der Demokratie. Sie war auch der Kern kulturpolitischen Erwachens in der alten Bundesrepublik, und zwar als kulturelle Demokratie. Hier liegt inzwischen viel Material vor, das ihre Ermüdung und den Aufstieg des Populismus umkreist. Man spricht von einem beschädigten Fortschrittsoptimismus, dem Rückgang der Anzahl von Demokratien weltweit sowie dem Erodieren demokratischer Qualitäten innerhalb von Demokratien (vgl. Schäfer/Zorn 2021: 199). Dabei kommt es gerade auf gutes Reaktionsvermögen in sich wandelnden Kontexten an: »Demokratie entwickelt sich nur und bleibt nur bestehen in einer vielfältige Anreize bildenden und bietenden, *sich selbst korrigierenden Gesellschaft*.« (Claessens 1992: 278; Hervorhebung TJK)

Nachhaltigkeit von Demokratie, die Reproduktion ihrer Grundlagen sowie ihre immer wieder notwendige Einübung, ist also die wichtigste Grundlage für die Zukunft unserer kapitalistisch-demokratischen Kultur. In ihrer Herausbildung hat sie sich flexibel und dehnbar gezeigt und viel an Freiheitsgraden sowie Emanzipation erlaubt – sie müsste jetzt die global herausfordernden Wandlungsprozesse parieren, eine »sich selbst korrigierende Gesellschaft« neuen Ausmaßes flankieren. Die Kunst als Vorposten künftiger Gesellschaft gehört dabei eher ins Repertoire des ungebremsen Fortschritts, der Machbarkeit von Zukunft als menschliches Emanzipationsprojekt, allerdings scheint die Kunst in ihren Mehrdeutigkeiten und neuen Bezugsfeldern bedeutungsvoll zu bleiben (vgl. Mohr 2018; Lüddemann 2021). Sie als Seismograf eines einigermaßen konsistenten Zielbildes von Gesellschaft zu beanspruchen, den Künstler als »ewigen Revolutionär« zu sehen (Jungk 1974: 95), liefe indes auf ihre Überforderung hinaus. Es ist komplexer geworden.

Transformationen und gute Kulturpolitik

Der gesellschaftliche Wandel geht von einem Bündel an Transformationen aus: einer fortschreitenden Globalisierung, einem sozial-ökologischen Wandel, den die EU als *Green Deal* ausgerufen hat und mit dem wohl endgültig das Ende der auf Wachstum programmierten Industriegesellschaft eingeläutet wird, und schließlich der Digitalität als Modus der Weltwahrnehmung, nicht nur als technologische Innovation. Auch trans-

formiert sich die Kreativität: sie gerät zur allgegenwärtigen Kraft und ist nicht mehr nur Sache der Künste und selbst des erweiterten Kulturbegriffs. Wir sprechen inzwischen von ästhetischem Kapitalismus, also einer Valorisierungs- und Verwertungsmaschinerie über die herkömmliche Produkt- und Dienstleistungswelt hinaus (vgl. Reckwitz 2012; Boltanski/Esquerre 2018). Die Mobilität von Menschen und Ideen fordert unsere sozialen Referenzsysteme von Heimat bis Nationalstaat heraus. Letztlich führen Debatten um Diversität und Pluralität zu neuen Diskursen einer Politik der Anerkennung: Identitätspolitik.

All dies spiegelt sich auch in den kulturpolitischen Auseinandersetzungen und Orientierungsversuchen unserer Zeit. Wir versuchen – eine der seit Entstehung der Neuen Kulturpolitik wichtigsten Usancen – Speerspitze der Bewegung zu sein und unsere Gesellschaft zu verstehen, ihrer Veränderung handlungsleitende Impulse zu entringen. Hier bleiben wir – wie auch damals – hinter den Vorsätzen zurück, weil Kulturpolitik trotz aller Ausweitung kein konsistentes, starkes Handlungsfeld ist. Die Corona-Krise wirkt allerdings insofern katalytisch, als sie uns zwingt, neue Relevanzen sicherer zu erkennen und uns auf Veränderungen schneller einzustellen. Eine resiliente, also widerstandsfähige, lernfähige, veränderungsbereite Kulturlandschaft erlebt eine Krise als Chance zum Umbau, auf Anpassung an neue Verhältnisse und Interessen. Sie übt damit auch Nachhaltigkeit ein. Sie lebt also nicht mehr von Wachstum und anderen Verteilungsgesten, sondern stärker von Konzentration und Agilität. »Die agile Transformation versteht sich [...] nicht als linearer Prozess, sondern als eine Art reflexiver Kreislauf im Sinne einer beständigen Adaption sich verändernder Ausgangsbedingungen.« (Friesen/Mohr 2022: 34) Sie setzt also nicht neue Routinen in Gang, sondern prüft fortwährend Bedeutung und Akzeptanz ihres Handelns. Sie ist kritisch und selbstkritisch.

Einer resilienten Kulturlandschaft liegt ein politisches Bekenntnis zugrunde, das ihre Gestalt vertretbar, ihre Folgen abschätzend sichert und nicht nur zulässt, was ohnehin geschieht. Kulturpolitik wird nur dann in dynamischen Zeiten Bedeutung erlangen, wenn sie selbst dynamisch ist, tatsächlich entscheidet, gewichtet, gestaltet und nicht in der Geste des Gutgemeinten erstarbt, weil man schlechterdings alles braucht, was sich regt und etabliert hat, wie es sich etabliert hat. Um dies durchzusetzen, braucht es ein starkes Narrativ und die Erkenntnis, dass alle Politikfelder den Wandel bei gleichzeitigem Selbstwandel vollziehen müssen – der Kulturbereich aber mit seinen Mitteln zur Verbreiterung der Botschaft beitragen könnte. Bei aller Pluralisierung und Diversifizierung gibt es gleichwohl kulturelle Institutionen, Formate und Medien, die Reputation haben, als Bildungsorte funktionieren oder Orientierung geben. Von ihnen muss die Botschaft ausgehen, dass sie agil, transformatorisch und nachhaltig programmiert sind. Dass sie die »Zeitenwende« reflektieren und auch Navigatoren durch eine unübersichtliche Welt sein wollen.

Was steht dem entgegen? Zunächst einmal die Statik des Systems, die Gewissheiten, institutionellen Eigenlogiken, Autonomien und Routinen. Dann die häufig artikulierte Erwartung auf zusätzliche Einlösung all dessen, was sich aus der fortschreitenden Individualisierung ergibt: dass Pluralität und Diversität zu neuen Ausdrucksformen und Institutionen führen, die weiterer Mittel bedürfen und nichts verdrängen dürfen. Dieses Bild sollte durch eine evolutive Auffassung abgelöst werden. Schließlich – und das ist die schlimmste und reaktionärste Dimension – wird eine konservative populistische

Politik von rechts den Umbau des Kulturstaats als dessen Niedergang brandmarken und den unbedingten Erhalt bestimmter Bestände einfordern: Statik des Überkommenen versus Dynamik lebendiger Kulturentwicklung. Diese rückwärtsgewandte Politik wird – wie wir es bereits erleben – Begriffe wie Heimat, lokale Identität und deutsche Leitkultur als Normierungen setzen, die gegen Umbau, kulturelle Vielfalt und Diversität als kosmopolitische Störungen in Stellung gebracht werden. Damit korrespondiert einer der genannten Großtrends: die Erosion von Demokratie, Liberalität und Rationalität. Alles dynamische Begriffe der Aushandlung, Toleranz und Erkenntnisgewinnung. Sie aber sind und bleiben notwendig, gerade für die überfällige Herausbildung einer neuen Position des Menschen, einer, die ihn von unbedingter Autonomie und Selbstzentriertheit löst und von der Welt tatsächlich *beeindrucken* lässt. Das Narrativ, das auch Kulturpolitik stark machen muss, ist jenes vom revidierten Standpunkt. Allzu lang prägte uns der bürgerliche Habitus der Wissensbestände, der tradierten Formen ihrer Verhandlung und der ästhetischen Selbststabilisierung. Nachhaltigkeit beginnt mit der Dynamik der Kulturvorstellung und ihrer Referenzsysteme. Sie ist schon länger in Gang, aber nicht entfaltet.

Thesen für eine nachhaltige Kulturpolitik

Veränderungsfähigkeit im Sinne einer sich selbst korrigierenden Gesellschaft ist ein Movens von Demokratie. Dieses muss in allen Politikfeldern gestärkt werden, weil es im Zuge wohlfahrtsstaatlicher Erweiterung und wachstumsideologischer Reichweitenvergrößerung zurückgedrängt worden ist. Korrektur aber heißt Änderung des Weltverhältnisses hin zu Nachhaltigkeit. Kulturpolitik muss Narrative und Gestaltungsansätze finden, die dies unterstützen.

Adaption, Reduktion und Transformation sind Leitbegriffe einer Neuausrichtung von Politik. Sie determinieren Gestaltung anders als in der Wachstumsgesellschaft und stellen nicht das Ende von Entwicklung dar – im Gegenteil: Kulturelle Infrastrukturen und Angebote müssen adaptiv wachsen, sich also mit der angemessenen Verfügbarkeit von Ressourcen und eingebettet in Kontexte entfalten. Adaptives Wachstum beinhaltet allerdings auch eine *Kultur des Aufhörens*.

Zu einer nachhaltigen Kulturpolitik gehört ein Habitus der Agilität und Lernbereitschaft. Pfade und Routinen zu brechen, bedeutet auch, keine neuen Routinen zu etablieren, sondern entwicklungsoffen zu bleiben, immer wieder Dynamik aufzunehmen.

Kulturpolitik muss Geschichten von gelingender und lustvoller Veränderung erzählen und zu programmatischen Leitvorstellungen verdichten. So gewinnt sie auch Einfluss auf die Gesamtgesellschaft, zumal sie als Politikfeld bislang eher schwach geblieben ist. Da es um einen kulturellen Wandel, um eine *Zeitenwende* geht, kann Kulturpolitik an der Narration wirksam mitwirken und mit ästhetisch-kommunikativer Kraft beispielgebend sein.

Es gibt eine Diskrepanz zwischen kulturpolitischer Rhetorik und Wirksamkeit, insbesondere in Hinblick auf Kultureinrichtungen, die stark ihrer jeweiligen Eigenlogik folgen und sich oftmals lediglich über die Evidenz ihrer eigenen Geschichte rechtfertigen.

tigen. Kulturpolitik sollte insofern gestärkt werden, als sie die Kraft eines Systems im Blick hat. Nur in der ganzheitlichen Kulturentwicklungsplanung kann kulturpolitische Nachhaltigkeit gelingen.

Literatur

- Bloch, Ernst (1985): *Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Blom, Philipp (2020): *Das große Welttheater. Von der Macht der Vorstellungskraft in Zeiten des Umbruchs*, Wien: Paul Zsolnay
- Boltanski, Luc/Esquerre Arnaud (2018): *Bereicherung. Eine Kritik der Ware*, Berlin: Suhrkamp
- Claessens, Dieter (1995): *Kapitalismus und demokratische Kultur*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Friesen, Katharina/Mohr, Henning (2022): »Auf Sicht fahren – oder – die Kunst der Veränderung«, in: Landschaftsverband Westfalen-Lippe/Kulturpolitische Gesellschaft e. V. (Hg.) (2022): *Kultur in Bewegung. Agilität – Digitalität – Diversität. Zukunftsthemen einer innovationsorientierten Kulturpraxis und Kulturpolitik*, Teil 1: Agilität, Münster/Bonn: o.V., S. 34-37
- Jungk, Robert (1974): »Kunst als Zukunft«, in: Schwencke, Olaf/Revermann, Klaus H./Spielhoff, Anton (Hg.) (1974): *Plädoyers für eine neue Kulturpolitik*, München: Hanser
- Lüddemann, Stefan (2021): *Die neue Kunst der Gesellschaft. Kunst im Netzwerk der Praktiken*, Wiesbaden: Springer VS
- Menke, Christoph (2013): *Die Kraft der Kunst*, Berlin: Suhrkamp
- Mohr, Henning (2018): *Die Kunst der Innovationsgesellschaft. Kreative Interventionen als Suche nach Neuheit*, Wiesbaden: Springer VS
- Reckwitz, Andreas (2012): *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*, Berlin: Suhrkamp
- Rosa, Hartmut (2019): *Unverfügbarkeit*, Wien/Salzburg: Residenz
- Schäfer, Armin/Zürn, Michael (2021): *Die demokratische Regression. Die politischen Ursachen des autoritären Populismus*, Berlin: Suhrkamp
- Ullrich, Wolfgang (2016): *Siegerkunst. Neuer Adel, teure Lust*, Berlin: Klaus Wagenbach
- Welzer, Harald (2021): *Nachruf auf mich selbst. Die Kultur des Aufhörens*, Frankfurt a.M.: S. Fischer